

Alexander Deeg (Leipzig)

Die alte Leier und das neue Lied

Theaterpredigt, 11. Oktober 2015, Dessau

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Könnt ihr sie hören? – Die alte Leier und die dreifache „Winterreise“

Liebe Theatergottesdienstgemeinde,
liebe Schwestern, liebe Brüder.

Könnt Ihr sie hören? Hören Sie sie? O ja, sie ist da. Wenn die anderen Stimmen mal schweigen, die anderen Geräusche mal ihre Ruhe geben – dann ist sie zu hören. Laut und deutlich sogar. Eigentlich gar nicht zu überhören. Die alte Leier.
Sie ist da – und dreht sich.

„Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus.“

Die alte Leier von der Einsamkeit in dieser Welt. Von der Suche nach Heimat, die scheitert – sogar für die, die ein Zuhause haben. Und erst recht für die, die keines haben und unterwegs sind auf den Straßen, übers Meer, an den Grenzen.

„Weiser stehen auf den Straßen,
Weisen auf die Städte zu,
Und ich wandre sonder Maßen,
Ohne Ruh', und suche Ruh'.“

Die alte Leier von der Einsamkeit, der Heimatlosigkeit. Von der Rastlosigkeit. „Ohne Ruh' und suche Ruh'.“

„Nun ist die Welt so trübe,
Der Weg gehüllt in Schnee.“

Die alte Leier von einer Welt, die trübe ist. Das ist die Welt der „Winterreise“.

Wilhelm Müller, 1794 hier in Dessau geboren, gestorben 1827 auch hier, hat die 24 Gedichte geschaffen, die den Zyklus der „Winterreise“ bilden. 1824 waren sie vollendet – diese Gedichte, die von einer gescheiterten Liebe erzählen und von der Wanderschaft durch den Winter. Fort. Nur weg. Aber keine Ahnung, wohin. Keine Ahnung, wer ich bin. Keine Ahnung, was kommt. Voller Weltschmerz sind diese Gedichte. Und voller Todessehnsucht.

Nicht lange nach der Dichtung starb Wilhelm Müller, kurz vor Vollendung seines 33. Lebensjahres hier in Dessau. Und kurz danach, 1827, vertonte Franz Schubert die Gedichte in zwei Etappen – und machte sie damit weltberühmt und unsterblich. Der bekannteste Liederzyklus der Romantik. 30 Jahre alt war Schubert damals. Ein Jahr später verstarb auch er.

Zwei zu jung Verstorbene: ein Dichter und ein Komponist. Und 24 Lieder, in denen es um Liebe geht, die unerfüllt bleibt, um Einsamkeit, um Enttäuschung, um zerstörte Träume, zerplatzte Hoffnungen. Individuell, aber vielleicht auch politisch. Die Hoffnungen einer jungen Generation nach den Befreiungskriegen hatten sich zerschlagen. Einst grünte etwas, blühte auf. Nun aber standen die Zeichen auf Restauration. Nach einem kurzen Frühling war es Winter geworden!

„Nun ist die Welt so trübe, / Der Weg gehüllt in Schnee.“ –
„Fremd bin ich eingezogen, / Fremd zieh' ich wieder aus.“

Zwei Künstler, vierundzwanzig Gedichte. Und dann ist da eine österreichische Literaturnobelpreisträgerin: Elfriede Jelinek (1946 geboren). Sie liebt diese Gedichte, lebt seit Jahren mit ihnen und in ihnen, hat sie

früher oft selbst am Klavier begleitet. „[...] ich glaube, kein Werk der Kunst hat mir je mehr bedeutet“¹ sagt sie. Sie nimmt diese Gedichte auf, verstrickt sich in sie hinein, spielt sie weiter mit ihrer Sprache. Und wird zur Predigerin. Sie verkündigt. Aber sie hat keine frohe Botschaft. Nein – nur eine alte Leier.

„So, da steh ich also mit meiner alten Leier, immer der gleichen. Wer will dergleichen hören? Niemand. [...] Es ist immer die gleiche alte Leier.“²

Jelineks „Winterreise“ führt die alte Leier auf. In einem Drama, das kein Drama ist. Jelinek hat noch nie ein wirkliches Drama geschrieben. Postdramatisch nennen manche das, was sie schriftstellerisch tut. Eine Dekonstruktion. Da gibt es keine wirkliche Figur. Erst recht keine Entwicklung. Da bewegt sich nichts, geht eigentlich nichts voran.

Bei Müllers „Winterreise“ und bei Franz Schubert ist einer unterwegs, zieht aus, sucht einen Weg, scheut die Menschen, sucht doch deren Nähe – und kommt am Ende, im allerletzten Lied, beim „Leiermann“ an. Bei Jelinek gibt es diese Bewegung nicht. Da zieht eine Landschaft vorbei – und das „Ich“ bleibt einfach stehen. Kann gar nicht anders. Kommt nicht aus sich heraus. Bleibt stehen, bleibt gefangen in sich, in der alten Leier. Nimmt wahr, was um es herum geschieht, und greift auf Worte zurück, die andere gesagt und geschrieben haben. Zitate als „Dreh- und Angelpunkte aus einer fremden Sprache“. „Ich brauche sie“, sagt Jelinek, „um im Stehen vorwärtszukommen, wohin auch immer.“³

Jelineks „Winterreise“ ist voller Zitate und Anspielungen – und bietet reichlich Gelegenheit für viele literaturwissenschaftliche Seminar- und Masterarbeiten. Da sind die Texte Müllers, da ist aber auch die Bibel, da sind philosophische Werke, auf die sie anspielt und die sie zitiert. Ein Literaturwissenschaftler hat diesen Text Jelineks ein „intertextuelles Palimpsest“ genannt.⁴ Ja – und das ist er wohl auch. Aber eine Theaterpredigt ist kein literaturwissenschaftliches Hauptseminar. Und daher hören wir lieber hin, hören zu ... Hören Sie die alte Leier?

Und die Welt zieht vorbei ...

Da steht ein *Ich* – und die Welt zieht vorbei ... Winterreise im Stillstand! Das einzige, was sich wirklich bewegt, das einzige, was sprudelt, sind die Worte. Das Reden hört nicht auf. Wortkaskaden. Endlosschleifen. Keine Dialoge. Innere Monologe, die hier in der Dessauer Inszenierung auf mehrere Sprecher verteilt werden. Da reden verschiedene – nebeneinander, aneinander vorbei, durcheinander. Reden – und bleiben doch bei sich. Reden – und drehen so die alte Leier weiter.

Die alte Leier.

Weil ich fremd bin in meiner Zeit.

Die alte Leier ...

Weil ich nicht weiß, wer ich eigentlich bin.

Die alte Leier ...

Weil die Kommunikation erstirbt in unserer Welt der Hyperkommunikation, in der jede und jeder ständig kommuniziert, aber am Ende nur Einsamkeit bleibt.

Die alte Leier ...

Da ziehen die Bilder vorbei ...

Und die Fremdheit wird größer.

In einer langen Szene nimmt uns ein Ich mit hinein in seine zunehmende geistige Verwirrung, in seine Demenz. 1969 war Jelineks Vater geistig umnachtet gestorben – und sicher ist die Szene eine Erinnerung daran. Herzerreißend ist das.

„Sie haben mich abgeschoben. Mein Verstand ist mir schon längst vorausmarschiert, einholen kann ich ihn nicht mehr. Keine Ahnung, ob für mich im Mai noch was blühen wird, vielleicht sogar früher, keine Ahnung. Ich hatte einmal jemand, da war doch was, meine Frau, meine Tochter, aber die sind jetzt fort. Nein, ich bin fort, sie sind da, oder?“⁵

Herzerreißend ist das. Und doch ist die Demenz nur die äußerste Steigerung der Erfahrung des Fremdseins auf dieser Welt.

¹ Elfriede Jelinek, Dankesworte zur Verleihung des Mülheimer Dramatikerpreises 2011, 26.6.2011.

² Elfriede Jelinek, Winterreise, Hamburg 2012, 117.

³ Elfriede Jelinek, Dankesworte zur Verleihung des Mülheimer Dramatikerpreises 2011, 26.6.2011.

⁴ Björn Hayer, Jetzt bin ich aus mir selbst verwiesen worden. (Anti-)Identitäten in Elfriede Jelineks „Winterreise“ und Wilhelm Müllers „Die Winterreise“, Marburg 2012, 59.

⁵ Jelinek, Winterreise, 73.

Winterreise im Stillstand. Das sind Szenen, die sich nicht einordnen. Die keinen wirklichen Sinn ergeben. Keine Entwicklung möglich machen.

Szenen, in denen Jelinek nicht nur die Predigerin einer alten Leier ist, sondern auch Prophetin. Die Prophetin aus Wien zwingt zum Zuhören und zerschmettert unseren neuen Götzen der Kommunikation, um den wir fröhlich tanzen – das Internet und die grenzenlose Kommunikation im Netz. Der neue Götze fällt laut krachend in tausend Scherben zusammen. Und mit ihm die Hoffnung auf die unbegrenzte weite Welt des vernetzten Miteinanders, des direkten, unmittelbaren Kontakts mit aller Welt.

„[...] was drängst du denn so wunderbarlich, mein Herz? Es nützt dir ja nichts, das ganze Drängen nützt dir nichts, jawohl, es stimmt schon, daß im Netz alles gleichzeitig ablaufen und gleichzeitig stattfinden kann, milliardenmal, da jagen sie herum, die Herzen, meins wird schon auch dabei sein, mal sehn, was heute für mich dabei ist, was für dich drin ist, was die Post heute sagt [...].“⁶

Da tauchen Kontaktangebote im Netz auf – aber da ist nichts. Keine Liebe – weit und breit.

Die Predigerin, die Prophetin Jelinek schaut hin – und zerschlägt Illusionen dieser Welt. Ja, sie zerschlägt sogar jene Funken von Hoffnung, die in Schuberts und Müllers „Winterreise“ vielleicht noch da sind.

Am Ende des Müllerschen Zyklus steht das Lied vom Leiermann. Er steht draußen, „hinter’m Dorfe“, steht „barfuß auf dem Eise“. Keiner der ihn beachtet. Nur ein paar Hunde knurren ihn an. Niemand legt Geld in den Teller des Alten. Und so dreht er seine Leier.

Bei Wilhelm Müller ändert sich nun, ganz am Ende, in der letzten Strophe der „Winterreise“ die Gesprächssituation. Das „Ich“ der Gedichte spricht den Leiermann an:

„Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir gehn?
Willst zu meinen Liedern
Deine Leier drehn?“

Ist das ein Signal von Hoffnung. Bricht hier die Einsamkeit auf, weil sich zwei gefunden haben. Zwar jenseits der Gesellschaft, aber vereint in ihrer Weltwahrnehmung. Hört die alte Leier nun auf, eine *einsame* alte Leier zu sein?

Es kann sein, dass Müller am Ende einen Funken Hoffnung wecken wollte. Die Prophetin Jelinek zerstört auch diesen: Auch bei ihr erscheint der Leiermann ganz am Ende. Steht barfuß auf dem Eis. Eine Gruppe Menschen, ein „Wir“ spricht ihn an:

„Ihre Füße wärmen das Eis schon auf, wir sehen, daß Sie gleich versinken werden, sehr unvorsichtig von Ihnen, das Eis, auf dem Sie stehen, mit Ihren Sohlen aufzuwärmen, das knallt dann wie ein Stöpsel mit Ihnen nach unten [...]. Sie werden [...] ins Wasser sinken. [...] Sie haben sich selbst jede Grundlage entzogen. [...] Wir glauben, daß Sie dann sogar unter Wasser Ihre Leier drehen werden, leider, und immer nur in dieselbe Richtung [...], denn Sie können einfach nicht aufhören, hier sieht man es ja, man sieht es an den kleinen Wellen, an den Luftblasen, die aufsteigen: Sie können nicht aufhören.“⁷

Und wir drehen weiter ...

Liebe Theaterpredigtgemeinde,
wer ins „Alte Theater“ nach Dessau geht und die grandiose Inszenierung von Elfriede Jelineks „Winterreise“ ansieht, der hört sie – immer wieder. Die alte Leier. Und das Schlimme daran: Als Zuschauer dauert es nicht lange – und ich bin selbst mitten drin. Und die alte Leier ist nicht nur *eine* alte Leier, sondern auch *meine* ... Sie gehört zum Leben, begleitet das Leben. Klar, ich versuche sie zu übertönen. Immer wieder übertönen. Mit anderen Liedern. Ich drehe das Radio auf, lege die CDs ein, schalte den Fernseher an, surfe im Netz, bin dabei in den sozialen Netzwerken – und beschäftige mich: Arbeit, noch mehr Arbeit, Hobby, Engagement, Einsatz, Fitness, Dabei-Sein. Manchmal nur, um sie nicht hören zu müssen. Die alte Leier. Aber sie ist da, nicht zu verdrängen, jedenfalls nicht dauerhaft. Sie dringt nicht nur ans Ohr, sie ist längst drin: im Ohr, im Kopf. Und dreht sich.

„Nun ist die Welt so trübe ...“

Da ist kein Sinn. Da fehlt der Zusammenhang. Die Liebe macht sich rar. Das Leben ist kurz. Die Zwänge sind groß. Der Tod kommt bestimmt. Die Angst ist Begleiter. Die alte Leier.

⁶ Jelinek, Winterreise, 60f.

⁷ Jelinek, Winterreise, 124f.

Auf jede Geburt folgt der Tod. Auf jeden Anfang ein Ende. Auf jede Hoffnung neue Enttäuschung. Die alte Leier ...

Und da draußen? Da draußen ist sie auch ...

Auf jeden Weltklimagipfel folgt noch einer, weil die Ergebnisse des alten die Lösung nicht brachten. Auf jeden neuen Händedruck von Israelis und Palästinensern folgen neue Messerstiche. Und wer sagt, es drohe nun ein Ende des Friedensprozesses, der sieht nicht, dass es da schon längst keinen mehr gibt. Kein Friedensprozess weit und breit. Begraben unter Gewalt und Gegengewalt. Die alte Leier.

Der Krieg in Syrien geht weiter – nun *mit* Russlands Hilfe. Menschen fliehen. Menschen ertrinken im Meer. Manche kommen durch – vielleicht sogar durch den Balkan, vielleicht sogar durch Ungarn. Vielleicht sogar nach Bayern.

Aber: auf jede Merkel folgt ein Seehofer. Auf jedes „Wir schaffen das!“ ein „Die Fremden sind gefährlich!“. Auf jedes „Refugees welcome“ ein „Ich bin ja nicht rechts, *aber* ...“ Die alte Leier ... Und sie hört nicht auf. Sie dreht sich. Und ich höre sie. Ich kann ja nicht anders. Und je mehr ich sie höre, desto mehr möchte ich raus. Gibt es ein *Draußen*?

In der Dessauer Inszenierung spielt sich alles auf und in und unter und neben fünf weißen Klinikbetten ab. Dahinter: ein weißer Vorhang. Fünf Betten für fünf Schauspielerinnen und Schauspieler. Keine Pause im Stück. 90 Minuten Jelinek. 90 Minuten Text. Viel Text. Die alte Leier, immer wieder.

Sehnsucht nach dem Riss und dem neuen Lied

Und die Sehnsucht wächst, während ich zuschaue. Ach, dass die alte Leier einmal schweige – und ein neues Lied zu hören wäre.

Evangelium, frohe Botschaft statt alter Leier. Als Theologe könnte man da ja schnell zur Hand sein. Es gibt doch Trost, es gibt doch Gott, es macht doch Sinn, Christus kam doch auf die Welt. Aber so einfach ist es nicht. Gegen die Wortkaskaden Jelineks, gegen die Predigt der alten Leier, kommt man mit ein paar konventionellen theologischen Trostformeln nicht an. Das wäre Vertröstung, das wäre banal, das wäre zu billig.

Manchmal frage ich mich: Sind wir deshalb so laut in unserer *Kirche des Wortes*, reden wir deshalb so viel auf den Kanzeln, weil wir Angst haben, dass die alte Leier stärker sein könnte? Weil wir sie übertönen wollen – durch Aktivität und viele Worte, durch kirchliche Betriebsamkeit und Angebote für jedermann?

Aber je länger ich Jelinek zusehe, desto größer werden die Fragen:

Wo sind die Gegentöne?

Wo eröffnet sich Zukunft?

Wo erklingt das neue Lied? Das andere?

Wann wird der Schrei erhört, den Jelineks Leiermann in die Welt ruft: „Ich möchte so gerne noch leben.“

Die Klage zwischen Jelinek und Gott

Die fünf Schauspieler in ihren Betten auf der Dessauer Bühne bewegen sich viel – und bleiben doch auf der Stelle. Eingesperrt in ihre Rollen. Perücken tragen sie auf dem Kopf. Jelinek-Perücken. Zwei Zöpfe rechts und links. Viel Haar dazwischen.

Zweimal im Stück wenden sich ihre Blicke nach oben. Sie rufen heraus aus der Bühne, rufen die Jelinek direkt an: „Elfriede“, so rufen sie nach oben in einer Art Persiflage des Gebets. Und Elfriede antwortet. Als Stimme vom Band. Aber die Antwort reißt keine Lücke in das Grau des Himmels. Es geht einfach weiter ... Wieder Worte, viele Worte. Wieder die alte Leier.

Es wäre schon leicht, wenn ich mich als Pfarrer und Theologe nun hinstellen und sagen würde: Tja, hätten sie mal nicht die Jelinek angerufen, sondern Gott ...

Aber wäre es dann wirklich anders gewesen? Immerhin haben sie bei der Anrufung Elfriedes ja eine Stimme gehört und eine echte Antwort erhalten. Aber wie ist es mit Gott? Kommunikativ gesehen ist Gott ja eher ein schweigsamer Typ. Redet nicht viel. Anders als die Jelinek.

Aber wenn er redet, dann ändert sich mit wenigen Worten alles. „Es werde Licht“, das waren seine ersten Worte. „Und es ward Licht“ (Gen 1,3). „Siehe, ich mache alles neu ...“ (Offb 21,5) – das sind beinahe die letzten Worte, die wir in der Bibel von ihm hören. Und dazwischen verändern seine Worte das Leben vieler: „Geh aus deinem Vaterland ...“, Abram (Gen 12,1); „Ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst ...“, Jakob (Gen 28,15); „Ich werde sein, der ich sein werde ...“, Mose (Ex 3,14).

Wenn er redet, ändert sich alles. So erzählt die Bibel. Und deshalb reden Menschen ihn an. In der Bibel und durch die Geschichte hindurch. Hören nicht auf, lassen nicht ab. Beten – auch wenn sich auf den ersten

Blick nichts ändert. Und auch nicht auf den zweiten. Nicht selten klagen sie. Schreien hinaus, was nun einmal himmelschreiend ist. Und möchten so gerne leben – und einen Riss im Himmel sehen:

„Ach, dass du den Himmel zerrissest und führst hinab, dass die Berge vor dir zerflössen, [...] dass dein Name kundwürde unter deinen Feinden und die Völker vor dir zittern müssten ...“ (Jes 63,19–64,1)

Die Zeit

„Ach, dass du den Himmel zerrissest ...“

Und dass das Gewölbe unserer Zeit einen Riss erhalte. Ja, die Zeit ... Schon in Müllers Gedichten ist sie ein Problem. Da ist die Erinnerung. Mächtig. Schmerzhaft. Wisst ihr noch ... am Brunnen vor dem Tore? Da steht ein Lindenbaum. Wisst ihr noch? Der süße Traum? Wenn's doch noch einmal so wäre. Wenn doch die ganze Geschichte noch einmal neu gespielt werden könnte. Die Liebe könnte glücklich sein. Bestimmt! Aber es ist vorbei! Und das macht die Erinnerung so schmerzlich.

Und die Zukunft? Gibt es Zukunft? Jetzt, wo das Ich allein durch die Winterlandschaft läuft. Und was ist dann mit der Gegenwart? Und wo gibt es Orientierung in dieser fliehenden Zeit? Ja, da sind schon Wegweiser ... Aber was für welche? Und was sagen sie mir?

Müllers Gedichte sind Gedichte über die Zeit. Und Schuberts Lieder auch. Und Jelineks Drama. Die alte Leier der vergehenden Zeit, die ich nicht verstehe, die mir enteilt, in die ich nicht gehöre.

Jelinek ist nicht nur Predigerin, nicht nur Prophetin, sie ist auch Philosophin. Und wer will, der hört, wie sie mit Freude vor allem auf Heidegger einschlägt. „Sein und Zeit“ – von wegen. Genau das ist ja das Problem: dass es in der Zeit eben kein „Sein“ gibt. Dass da nichts ist. Dass ich da nicht bin. In Dessau, bei Jelinek kommt Philosophie so wunderbar frisch auf die Bühne, dass es zwar total konfus ist, aber zugleich absolut einsichtig erscheint. „[...] ich bin da und auch schon wieder weg. Ich bin jeweils weg, wann immer ich wo bin. [...] Die Gegenwart versteht sich nie, sie versteht sich nicht als Zukünftiges, und sie versteht sich nicht als Jetzt. Und als Vergangenes will sie sich meist nicht verstehen. Ich verstehe sie auch nicht.“⁸

„Ach, dass du den Himmel zerrissest ...“ – und ich einkehren könnte in meine Zeit. Mit ihr auf Du und Du sein könnte. Einfach sagen könnte: „Ich bin meine Zeit.“ Ein schlichter Satz, aber ein großer.⁹

Die alte Leier – und die ironische Brechung

Wir haben sie gehört, die alte Leier. Aber wer jetzt denkt, dass die Vorstellung im Theater Dessau ein überaus dunkler, ein unglaublich beklemmender Theaternachmittag oder Theaterabend wird, der täuscht sich. Im Gegenteil: Das Merkwürdige an dieser Inszenierung: Es gibt zu lachen. Und wie.

Dem Dessauer Theater ist etwas Interessantes gelungen. Ein Stück, das nicht düsterer sein könnte, wird zugleich ernst genommen und ironisch gebrochen. Die Vorlage dazu liefert Jelinek selbst. Sie wird ironisch, selbstironisch am Ende des Stücks.

„Alle übertönen mich [...]“, heißt es da, „inzwischen sogar die leisen Gespräche an Wirtshaustischen, an denen ich keinen Stammplatz habe, mein Leiern, mein endloses Geseire, mein Geleiere. Das weiß ich. Ich weiß, daß sie das schon nicht mehr hören können. Sie haben es mir ja oft genug gesagt, aber ich kann halt nichts anderes.“¹⁰

Da macht sich die Autorin selbst über sich lustig und über die Art und Weise, wie ihre Texte wirken. Wenn da schon kein starkes Ich ist – dann wenigstens ein Ich, das über sich selbst lachen kann.

Ist das schon der Riss in der trüben Welt, der doch noch etwas anderes aufscheinen lässt? Lachen können – wenigstens schmunzeln über mich selbst!?

Als Theologe sage ich: Ja, bestimmt. Wer sich und seine Sorgen, sich und seine Ängste, sich und seine Orientierungslosigkeit für einen Moment gleichsam *von außen* sehen kann, wer dann über sich lachen kann, der nimmt sich selbst durchaus ernst, aber nicht so entsetzlich wichtig. Er entkommt für einen Moment dem Gefängnis der alten Leier.

Wer meint, das Christentum sei eine durch und durch ernste Sache. Etwas für Menschen, die es sich und den anderen schwerer machen im Leben als nötig, der hat nicht viel davon verstanden. Wenn Selbstdistanz die Basis für Humor ist, dann ist das Christentum als eine Praxis der Selbstdistanz notwendig *humorvoll*.

⁸ Jelinek, Winterreise, 12; vgl. insg. 7–12 – und dazu vor allem auch die Zeitphilosophie von Gilles Deleuze.

⁹ Vgl. die Theologie der Zeit bei dem Denke der Lutherrenaissance Rudolf Herrmann.

¹⁰ Jelinek, Winterreise, 117.

Wie endet so ein Stück – und so eine Predigt?

Wie endet ein Stück, in dem die alte Leier gedreht wird? Die gute Nachricht ist ja, dass es überhaupt endet. Und die alte Leier nicht endlos weitergeht. Denn das wäre die eine Möglichkeit, wie das Stück enden könnte – nämlich *nie*. Es könnte immer weiter gehen. Und immer von vorne beginnen. Da sind wir wieder: „Fremd bin ich eingezogen, /Fremd zieh' ich wieder aus.“ Und fangen von vorne an. Noch einmal und noch einmal. Wie endet das Stück? Ja, es endet. Nach 90 Minuten ist's vorbei. Und wie! Furios! Darf man das Ende verraten in einer Theaterpredigt? Oder gehen Sie dann nicht mehr hin!? Nein – ich denke, Sie gehen hin, weil sich jeder einzelne Monolog lohnt, jeder einzelne Dialog der Schauspielerinnen und Schauspieler mit ihren Jelinek-Perücken: zwei Zöpfe rechts und links – und viel Haar oben. Und dann werfen die Schauspieler die Perücken einfach vom Kopf. Legen die Jelinek ab. Und mit ihr die alte Leier. Verlassen ihre Betten. Treten heraus aus der Bühne. Nehmen Platz am Rand der Bühne.

Die alte Leier hat ihre Zeit – bestimmt. Und sie zu übertönen funktioniert nicht. Aber dann gibt es andere Zeiten. Gott sei Dank. Und wenn es gut geht und Gott will auch die Zeit, in der wir sagen: Es ist gut. Gut, dass etwas ist und nicht nichts ist. Gut, dass *du* bist und ich „Du“ sagen kann. Gut, dass *ich* bin – auch wenn ich nicht immer ganz genau weiß, wer ich bin. Ich bin dann vielleicht sogar meine Zeit – wenigstens mal für einen Moment. Und die Erinnerung darf glücklich sein. Träume unterm Lindenbaum! Und der graue Himmel über mir erhält Risse. Und Elfriede schweigt. Und ich bin ich. Keine alte Leier. – Ein neues Lied! Ich lese aus dem 40. Psalm:

„Ich harrte des HERRN,
und er neigte sich zu mir und hörte mein Schreien.
Er zog mich aus der grausigen Grube,
aus lauter Schmutz und Schlamm,
und stellte meine Füße auf einen Fels,
dass ich sicher treten kann;
er hat mir ein neues Lied in meinen Mund gegeben,
zu loben unsern Gott“ (Ps 40,2–4a).

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.
Amen.